

Konstanz und Ignaz Heinrich v. Wessenberg

Generalvikar des letzten Fürstbischofs von Konstanz

Heinrich von Ampringen, Dramatiker

Hermann Venedey, Konstanz

Die Bischofsstadt Das Konzil 1414 bis 1418

Konstanz hatte seine ganz große Stunde – die Stunde, da es in seinen engen Mauern die vielleicht größte und glänzendste Kirchenversammlung des ausgehenden Mittelalters beherbergte. Zu Roß, zu Wagen und zu Fuß zogen in den dreieinhalb Jahren (1414–1418) der Konzilstagung eine Unzahl geistlicher und theologisch gelehrter Leute, ein Strom weltlicher Herren – an deren Spitze König Sigmund –, Herzöge, Grafen und Ritter mit ihrem Troß; Florentiner Bankleute und Wechsler; fahrendes Volk und ein ganzer Schwall billiger und teurer Kurtisanen – unter ihnen wohl die ‚schöne Imperia‘, der Balzac in seinen ‚Contes drolatiques‘ zu langem literarischem Nachleben verholfen hat – durch die Tore der Stadt ein und aus. Eine spätere Hand als die des Konzilchronisten Richental summiert: „personen 72460“! Einen der Herzöge, den von Sachsen, juckte es wohl „zu erfahren, wie vil offener frouwen wärint“. Flugs gesellte er dem Richental einen Reiter zu, „der mit mir rait von hus zu hus. In einem funden wir 30, in dem andern minder oder mer, etlich in ställen und winfassen, die an der gassen lagen, da warend – on haimlich frouwen – ob VII“.

Wie fleißig war der Chronist des Konzils, der gelehrte Bürger Ulrich Richental, der mit großer Anschaulichkeit schildert, wie die Stadt fast ununterbrochen in die tönende Flut der vielen Kirchenglocken, den metallenen Klang der Posaunen, die spitzen Töne der Pfeifen – Richental schreibt fast lautmalend: „sy piffotend und prusundtend“ –, das Schreien der Leute und das Wiehern der Pferde eingetaucht war.

Wo man des Richental Chronik aufschlägt, da stößt man auf prunkende Prozessionen in den Straßen der Stadt und auf der Brücke nach dem rechtsrheinischen Kloster Petershausen, zeitweise die Behausung des Königs; da kann man Turnieren zuschauen und Belehnungen der Fürsten, die gekommen waren, dem König zu huldigen und sich ihre Lehen von ihm bestätigen zu lassen. Und wenn man genau hinschaut, sieht man unter den abgebildeten Reitern bei der Belehnung Friedrichs von Österreich im Mai 1418, die zu des Herzogs Troß gehören, einen, der nur ein Auge hat; das linke ist wie ausgekratzt. Der Wolkensteiner ist es, Herr Oswald aus Südtirol, der bei irgendeiner tollen Begebenheit – und sein Leben war reich an solchen Ereignissen – ein Auge eingebüßt hatte. Er war wie sein Herr, König Sigmund, lebensfroh und wie dieser von oben bis unten verschuldet. An-



Farbige Lithographie von Konstanz aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

dere als der König aber, der bei seinem Wegzug nur Schulden und schmale Pfänder dafür zurückließ, pries dieser letzte Minnesänger für seine unbezahlten Schulden die Konzilsstadt und deren Frauen im Lied: „Wohl niemals ich vergessen kann / der Schönsten liebliche Gestalt – / ja, Lust und Freude findet man / in Konstanz viel und mannigfalt.“

Die Konzilsstadt! – Konstanz schmückt sich heute noch offiziell mit dem Epitheton ornans „Konzilsstadt“ – so als tagten hier in der Regel oder doch vielfach Konzilien. So schreibt etwa Edouard Chapuisat in seiner Biographie über den in Konstanz geborenen Schweizer General und Kartographen Henri Guillaume Dufour: „Die Stadt beherbergte ehemals manche Konzilien.“ Einmal genügte ihr, und bei diesem einen Male blieb an Konstanz ohnehin das häßliche Rüchlein zweier Ketzerverbrennungen haften: die des Magisters und Reformators Johannes

Hus aus Prag im Jahre 1415 und die seines Schülers Hieronymus von Prag im darauffolgenden Jahre. Meister und Schüler gingen bei ihrem letzten Gang durch das Paradiesertor – für sie ein recht doppelsinniger, verheißungsvoller Name dieses westwärts nach dem sogenannten Brüel führenden Stadtores. Otto Feger, weiland Stadtarchivar in Konstanz, kommentiert in seiner kleinen Stadtgeschichte „Konstanz, aus der Vergangenheit einer alten Stadt“ der Märtyrer Ende so: „Es war zweifellos keine schöne Sitte, Leute um ihrer Ansicht willen umzubringen. Aber diese Sitte hat zu allen Zeiten der Weltgeschichte bestanden und ist“ – „leider“ füge ich hinzu – „althergebrachtes Recht. Wo die beiden nun genau verbrannt und von wo „ire äschen in den Rin geführt“ worden ist, ist ungewiß. Daß bei der Verbrennung ein übereifriger Konstanzer noch ein Extrahölzlein in das Feuer geworfen und Hus diesen Eifer mit

den Worten ‚Sancta simplicitas‘ quittiert habe, berichtet Richental nicht. Mehr als vierhundert Jahre später hat der Heidelberger Professor Josua Eiselein 1847 im Verlag ‚Belle-Vue bei Constanzt‘ seinen ‚Begründeten Aufweis des Platzes bei der Stadt Constanzt, auf welchem Johannes Hus und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt wurden‘ erscheinen lassen und mit viel Scharfsinn diesen Platz der Konstanzer Autodafes bestimmt.

Ehe Hus hier aus dem Bericht verschwindet, sei angemerkt, daß 1412 in Prag drei Studenten – so Schlosser in seiner ‚Weltgeschichte‘, Bd. 9, Frankfurt 1849 – oder Handwerksburschen – so Josef Macek ‚Die Hussitenbewegung in Böhmen‘, Prag 1965 – in einer Kirche Prags gegen den damaligen Ablasshandel protestierten. Sie wurden gefangen genommen und zum Tode verurteilt – nach Feger ‚althergebrachtes Recht‘. Hus suchte den Prager Magistrat zur Nichtvollziehung dieser Strafe zu bewegen, und als sie doch vollzogen wurde, ließ er die drei Hingerichteten ‚unter ungeheurem Zulauf mit allen kirchlichen Ceremonien beerdigen und hielt in der Bethlehem Kirche – seiner Pfarrei – eine ehrende Leichenrede‘. (Schlosser a. a. O. S. 147) Nicht ‚althergebrachtes Recht‘, vielmehr Beginn einer neuen Humanität. Wogegen König Sigmund, der erst Ende 1433 zum Kaiser gekrönt wurde – dies, da er auch bei dieser Gelegenheit kein Geld hatte, auf Kosten des Papstes –, 1430 den Konstanzern gegen 10000 Gulden, mit denen seine Konstanzer Konzilsschulden bezahlt werden sollten, die in der Stadt ansässigen Juden zur Brandschatzung überließ. Nun darf man aber nicht denken, so etwas sei nur in Konstanz geschehen: es geschah auch anderwärts – unter Abwandlung von Fegers Wort – ‚nach althergebrachtem Recht‘.

Reformation – ‚Spaniersturm‘ – Ende der Reichsfreiheit

Noch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war Konstanz freie Reichsstadt und sah am Abend dieser geschichtlichen Entwicklung nicht nur

das glanzvolle Licht des Reformators Ambrosius Blarer, sondern fand für diese bewegte Zeit auch einen Chronisten, der mit seiner Reformationsgeschichte den älteren Ulrich Richental an analysierender Betrachtungsweise bei weitem übertraf: Jörg Vögeli, der von 1516 bis zum Untergang der Reichsfreiheit der Stadt deren Ratschreiber war. Man ist gefesselt bei der Lektüre seiner Darstellung, die unlängst als 39. Band der ‚Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte‘ hier in Konstanz gedruckt worden ist. Das Finale der Konstanzer Reichsherrlichkeit, die Belagerung der Stadt durch die spanischen Truppen Österreichs als Vollzieher der über sie von Kaiser Karl V. verhängten Reichsacht im August 1548 und den anschließenden Verzicht eines schwach gewordenen Rates auf der Stadt Reichsstellung und den Anschluß an Österreich schildern Jörg Vögeli und Christoph Schulthais. Ein Teil des großen Werkes erschien gedruckt erstmals im Jahre 1846 im Verlag ‚Belle-Vue bei Constanzt‘ unter dem Titel: ‚Georg Vögeli, Der Konstanzer Sturm im Jahre 1548. Mit ergänzenden Zusätzen aus des gleichzeitigen Chronisten Christoph Schulthais spanischem Überfall der Stadt Konstanz und urkundlichen Beilagen. Aus den Handschriften des städtischen Archivs herausgegeben‘. Herausgeber ist der Heidelberger Hofrat G. W. Isel, der sich um die Ordnung der Reformationakten des Konstanzer Archivs Verdienste erworben hat.

Bei dem Erlöschen der Reichsfreiheit zeigte sich, daß die noch den Spaniern gegenüber beim Kampf auf der Rheinbrücke gezeigte Beherztheit und Tapferkeit der Konstanzer der nicht sonderlich edlen, aber doch sehr menschlichen Auffassung gewichen war, es sei doch besser unter österreichischer Herrschaft zu leben, als Horazens Wort von der Süße des Sterbens fürs Vaterland allzu wörtlich zu nehmen. Wer anderer Meinung war oder Repressalien von seiten der wieder erstarkten katholischen Partei befürchtete, verließ die Stadt. So etwa der Ratschreiber Jörg Vögeli, der seinen Lebensabend im reformierten Zürich verbrachte.

Man überlebte also, wenn man auch nicht länger ein handelndes und reformiertes Glied der Reichsgeschichte, sondern hinfort ein Objekt der katholischen österreichischen Verwaltung war. Die soll, wenn Feger recht hat, besser gewesen sein als ihr Ruf in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. In der Regelung und Verwaltung der innerstädtischen Angelegenheiten habe die Stadt nahezu völlige Freiheit gehabt und Rat und Bürgermeister jährlich wählen können. Natürlich war aber der österreichische Stadthauptmann, der den Reichsvogt der freien Reichsstadt ablöste, die mächtigste Figur in Konstanz.

Die Stadt kehrte zum Katholizismus zurück. Die Bischöfe des alten und mächtig ausgedehnten Bistums hatten 1526 die reformierte Stadt verlassen und residierten seither mit einer kurzen Unterbrechung in der freundlichen bischofseigenen Stadt Meersburg. Viele von ihnen waren sehr kunstliebend, was in jener Zeit keine Besonderheit war und wovon die im 18. Jahrhundert errichteten Gebäude des Neuen Schlosses und des Priesterseminars beredtes Zeugnis ablegen. Auch der territoriale Besitzstand des Bistums vergrößerte sich durch das Einverleiben der Probstei Öhningen und der Abtei Reichenau, wodurch der Untersee so etwas wie ein bischöfliches Binnengewässer geworden war.

Belagerung durch die Schweden

Noch einmal wurde Konstanz in größere und konfessionell verursachte Händel verwickelt: Die Schweden tauchten im Dreißigjährigen Krieg 1633 vor Konstanz auf und berannten die Stadt von der thurgauischen Seite her. Zwar wurde die Stadt von den vielen österreichischen Truppen gehalten; sie geriet aber so in die Klemme, daß die bedrängten Bürger, von denen einige eine Erscheinung der Jungfrau Maria gesehen haben wollten, ihr für den Fall des glücklichen Ausgangs der Sache den Bau einer Kapelle nach dem Muster ihrer Kapelle im italienischen Loreto gelobten. Die Sache ging glücklich

aus, die Schweden zogen ab, und die Konstanzer errichteten auf einem der schönsten, weit über Land und See blickenden Hügel im Nordosten der Stadt die versprochene Kapelle, die Loreto-Kapelle.

Große Gäste in Konstanz

In der kommenden Zeit war es still in Konstanz und die Stadt kaum berührt von den großen geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, das wohl als die Zeit des absolutistischen Ancien Régimes in den Geschichtsbüchern erscheint, in seiner geistigen Grundströmung aber die Zeit grundlegenden bürgerlichen Denkens war. Nahm die Stadt etwa Notiz davon, daß der junge Goethe hier im Jahre 1779 – und nochmals 1788 – im Gasthaus zum ‚Adler‘, der damaligen ‚Nobelherberge‘, nächtigte? Wohl kaum; denn Goethe war noch nicht berühmt, und als er es war, da brachte man auch flugs eine Gedenktafel am schönen Erker des Gasthauses an. Aber wenn Goethe Glück gehabt hat, hat er über das die Marktstätte ostwärts abschließende niedrige Kornhaus hinweg einen herrlichen Blick auf See und Alpen gehabt.

Mehr Notiz nahm die Stadt von ihrem obersten Landesfürsten, dem Kaiser Joseph II., der im Juli 1777 nach Konstanz kam und ebenfalls im ‚Adler‘ abstieg. Sein Eindruck von der vorderösterreichischen Stadt war sicher kein überwältigender. Es gab da zu viele verarmte Klöster und Klösterlein, zu viele Ordensleute und Geistliche, zuviel Zerfallendes, zuviel Armut. Laible, einer der Geschichtsschreiber der Stadt, behauptet, es sei sogar Gras auf manchen Straßen gewachsen und die Häuser seien in einem solchen Zustand gewesen, daß deren Erdgeschosse nicht mehr bewohnbar gewesen seien. Da man fürstlichen Besuchern zu allen Zeiten lieber Potemkinsche Dörfer als die dunklen Ecken der Armut vorgezeigt hat, dürfte Joseph II. einen noch erträglichen Eindruck von der Stadt bekommen haben.

Als Joseph II. 1780 der Vormundschaft seiner Mutter Maria Theresia ledig wurde, überschwemmte er sein Land mit Reformideen, die

den neuen Geist der Toleranz und Aufklärung atmeten: Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, weitestgehende Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz erstrebt und mehr als 700 Klöster aufgehoben, darunter 1785 – neben anderen Konstanzer Klöstern – das Dominikanerkloster auf der Insel, das in der Konzilszeit Sitz der italienischen und französischen Nation gewesen war und eine schon fast Sage gewordene große Tradition aufzuweisen hatte. Jetzt sollte nach dem Willen des Kaisers und österreichischen Landesherrn der große Gebäudekomplex des Dominikanerklosters einer ganz anderen Bestimmung zugeführt werden.

Die Genfer Kolonie

Es war, als wolle Joseph II. überall frische Reiser aufpfropfen, mochte der Baum dazu auch noch so untauglich sein. So auch in Konstanz. Im Oktober 1784 berichtete der damalige Stadthauptmann Franz von Damiani von Auswanderungsabsichten einiger Genfer Bürger, denen es in ihrer aristokratisch regierten Vaterstadt zu eng geworden war. Es handelte sich um tüchtige Unternehmer, Fabrikanten von Tuchen und deren Färbung, von Uhren und ganz allgemein um einen Vortrupp des in der calvinistischen Lehre wurzelnden Frühkapitalismus. Wer sich hier in diesem Diesseits wirtschaftlich tüchtig erwies, erwies sich ihrer Meinung nach auch als dem unbekanntem Himmel erkoren. Es fehlte ihnen nicht an Selbstvertrauen – sie waren bei Leibe keine ‚Flüchtlinge‘ im Sinne unserer modernen Erfahrungen –, und dem Ausmaß dieses Selbstvertrauens entsprach das Ausmaß ihrer an die vorderösterreichische Regierung gestellten Forderungen. Die Insel am Ausfluß des Rheines aus dem Bodensee mit den Gebäuden des Dominikanerklosters schien ihnen für die Errichtung einer Indienne-Fabrik sehr geeignet zu sein. Würde man ihnen unbeschränkte Handelsfreiheit, kirchliche Unabhängigkeit mit Kirchenältesten und eigenem Pastor, Kulturräume und ein Schulgebäude zur Einrichtung einer Fachschule für Uhren- und Textillehrlinge; ferner Befreiung von dem finanziell lästig

empfundenen Auswärtigenrecht der Stadt, von Militärdienst- und Einquartierungslasten gewähren, so wollten die Genfer gegen eine jährliche Pauschalsumme von 10–12000 Gulden, an den Stadtfiskus abzuführen, nach Konstanz kommen.

Weil Joseph II. dem niedergebrochenen Wirtschaftsleben der österreichischen Vorlande und besonders der Stadt Konstanz aufhelfen wollte, wurde im Juni 1785 das ‚Instrument der Vorrechte, die der Schweizer Kolonie in Konstanz gewährt worden sind‘, aufgestellt. Die Bezeichnung ‚Schweizer Kolonie‘ war auf ausdrückliches Verlangen der Genfer Auswanderungswilligen in das ‚Instrument‘ aufgenommen worden, um sich so die Möglichkeit, auch nichtgenferische Schweizer in die Kolonie aufzunehmen, offenzuhalten.

Jacques Louis Macaire – mit dem bezeichnenden Zunamen ‚de l’Or‘ – wurde die Insel unentgeltlich überlassen; nachrückende Handelsherren wollten das Minoritenkloster zu ihrem Gebrauch auf eigene Kosten herrichten und für die Übersiedlung der Minoriten in das Kapuzinerkloster sorgen. „... ja, es werden diese unnützlichen Klöster, welche bald öde zu werden verurteilt sind, nicht glücklicher anzuwenden sein, als wenn diese Sitze des Müßigganges in nützliche Schulen des Fleißes und der Gewerksamkeit verwandelt werden“ – so zu lesen in dem Promemorium der Uhrenfabrikanten Roman, Melly und Roux vom 28. September 1787. Amy Melly hatte sich auch über den schlechten baulichen Zustand der Häuser beklagt, in denen er seine Genfer Uhrmacher nicht unterbringen könne. Mußte es bei solcher Sprache in der frommen Stadt nicht zu Konflikten kommen?

Die Stadt hatte in der Tat keine Freude an dem, was Joseph II. ihr als wohlgemeinte Hilfe eingebrockt hatte. Sie unterstützte die vertriebenen Dominikaner in ihrem Groll gegen den neuen Inselherrn Macaire und machte ihm das Leben sauer, wo sie konnte. Beispiel dafür: der hinter dem Schild des Domkapitels, vertreten durch den Domkapitular Carl Frh. von Rot-

berg, vorgetragene Kampf der Niederburg – so heißt das der Insel benachbarte Viertel der Stadt – gegen Macaires Wachhund. Sie ersuchen den „Löblichen Magistrat“, dem „Herrn Macaire obrigkeitlich aufzuladen, seinen unnützen Hund wegzutun, oder bey der Nachtzeit im Hauß zu lassen, oder sich einen anderen besser erzogenen anzuschaffen“.

Auf diese „beschwehrensame anzeige“ wird dem „Indienne Fabricanten Macaire andurch obrigkeitlich anbefohlen, daß er seinen Hund ohne Beschweruß der Nachbarschaft“ halte. Herr Macaire reagierte nicht auf diese Aufforderung, auch nicht auf deren Wiederholung. Ganz offenbar wird die Genfer – oder Schweizer – Kolonie von den Konstanzern als drückende Besatzungsmacht empfunden, um so mehr, als sie der Stadt keinen wirtschaftlich spürbaren Vorteil bringt.

Nach Seeholzer – in seiner Dissertation über die ‚Genfer Kolonie in Konstanz‘ – sieht der Stadthauptmann Graf Fugger, ein Förderer der Kolonie, das Haupthindernis für deren günstige Entwicklung in der Konstanzer Stadtverwaltung und der „allzugroßen Macht der Geistlichkeit“, so daß er bei der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg beantragt, den „jetzigen, ungesitteten, dem Trunke ergebenden, leidenschaftsvollen Bürgermeister Dr. Löhri, jenen bekannten Verfolger der Kolonie und Widersacher der Landesfürstlichen Regierung zu entlassen“.

Die Genfer Unternehmer waren nicht gerade zimperlich, wie es denn das Geld schlechthin nicht ist. Sie hatten mit dem Magistrat 1797 eine Vereinbarung getroffen, wonach ein Arbeitnehmer – Mann, Frau oder Kind –, der die „Manufactur seines Dienstherrn verläßt, binnen sechs aufeinander folgenden Monathen weder in der Stadt oder deren Bezirk ohne Einwilligung seines vorigen Dienstherrn solle arbeiten können“, mit anderen Worten: sie waren dem Lohndiktat ihrer Arbeitgeber ausgeliefert; „wenn daher z. B. ein hier ansässiger Fabrikarbeiter sich beständige Verminderung seines Arbeitsverdienstes oder andere Bedrückungen

nicht gefallen lassen kann, so ist derselbe genöthigt 6 Monathe mit Weiber und Kindern brodtloß dahier zu sitzen“ argumentiert die Arbeitnehmerseite. Die Arbeiter handelten solidarisch und verlangten durch den Advokaten Dr. Burkart beim Magistrat Abhilfe gegen diese Bestimmungen.

Die vom Magistrat in der Sache angehörten Fabrikanten benehmen sich unerhört selbstbewußt, besonders Macaire, der einen seiner Arbeiter, der einer bei ihm vorsprechenden Arbeiterdeputation angehört, gewaltsam zurückhält, was zu einer Rangelei in seinem Comptoir und zu einer langwierigen Untersuchung durch den Magistrat führt, der in dieser Sache auf seiten der Arbeitnehmer steht. Mit einem Arbeitsausstand und einer Arbeitnehmer-Demonstration beendet sich das Schicksal der Genfer Kolonie. Und hier als deren Abgesang in dem unnachahmlichen Wortlaut die Aufforderung zur Teilnahme an dieser Demonstration, die etwa gegen Ende März 1801 stattgefunden hat:

„Mein Liber freint ich Ersuchen Si mechen so gut sein und der gantzen geselschaft sagen daß si so gut sein und heit noch in daß Kreitz komen solen wegen wichdigen ursachen was drucker und stecher sein dan Es get ale an. mier gen ale zusammen aus der schnegenburg Fabrichen der gantzen geselschaft berichen si uns ob si komen oder nich“

Dieser schöne Zettel liegt im Stadtarchiv Konstanz und lautet in Übersetzung: „Mein lieber Freund! Ich bitte, Sie möchten so gut sein und der ganzen Gesellschaft sagen, sie sollen so gut sein und noch heute in das ‚Kreuz‘ kommen, wichtiger Ursachen wegen, die die Drucker und Stecher angehen. Es geht alle an. Wir gehen alle zusammen aus der Schneckenburg Fabrik – eines der Genfer Unternehmen, am Rhein gelegen –, die ganze Gesellschaft. Berichten Sie uns, ob Sie kommen oder nicht.“

Wessenberg tritt auf

Am 20. Februar 1790 stirbt der große Reformier Joseph II. Dies Ereignis wird von Wessenberg

in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit folgenden Worten kommentiert: „Eines Abends rief der Vater uns Kinder in sein Zimmer; er sah uns so ernst und wehmütig an, als ob ein schweres Unglück über uns gekommen. Thränen feuchteten seine Augen, indem er uns vom guten Kaiser und seinem Tod erzählte; es mußten schwere Prüfungen bevorstehen, da ein solcher Regent so frühe aus dem Leben geschieden sei.“

Nicht nur Trauer, sondern so etwas wie ein inneres Wissen, daß die großen Ideen – ich nannte sie ‚bürgerliche Ideen‘ – des 18. Jahrhunderts, die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, absterben würden, ehe sie zur vollen geschichtlichen Auswirkung gekommen sein würden. Die Wessenbergs hatten hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt: „Die gesellschaftliche Wiedergeburt, die im Jahr 1789 in Frankreich andämmerte, fand damals in einem großen Theil des Adels und selbst der Geistlichkeit, nicht bloß in den unteren Volksklassen, starken Anklang. Jeder etwas Gebildete, der die bestehenden Zustände zu beurtheilen fähig war, fühlte das unabweisbare Bedürfniß ihrer Verbesserung. Die Zahl der Freunde des Aufschwungs war unermesslich. Die vielen bekannten und befreundeten Personen, die zu uns von nahe und ferne, insbesondere aus Frankreich und dem Elsaß, zum Besuche kamen, ließen uns keinen Zweifel darüber. Alles glaubte in dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung die Morgenröthe neuer goldener Zeiten zu sehen.“

Eine edle Gesinnung kündigt sich in diesen Worten Wessenbergs an. Aber in der Geschichte ist es so, daß Erwartungen über Ablauf und Ergebnisse historisch-politischer Vorgänge sich nie erfüllen. Noch niemals ist der Menschheit der Marsch nach ‚Utopia‘ geglückt! In dieser Zeit, von der Wessenberg hier spricht, erlischt die erwartete ‚Morgenröthe neuer goldener Zeiten‘ hinter der Realität des Untergangs historischer Strukturen und der Entwicklung einer neuen und wirklichen Alleinherrschaft. Es fehlt in solchen Übergangszeiten nicht an verwirren-



Bildnis Wessenbergs.
Lithographie von Friedrich Pecht, Constanz 1839

den Lichtern, und eines derselben beleuchtet das Ende des Fürstbistums Konstanz.

Der letzte Fürstbischof von Konstanz: Karl Theodor von Dalberg

Konstanz hat auf seinem alten Bischofsstuhl manch' bedeutenden Mann und einen Heiligen gesehen, den Bischof Konrad. An das Ende dieser glanzvollen Reihe aber ist wohl der erstaunlichste von allen gestellt: der Reichsfreiherr Karl Theodor von Dalberg. 1788 war er Coadjutor des Fürstbischofs Maximilian Christoph von Rodt geworden und 1799 dessen Nachfolger in der fürstbischöflichen Würde.

Er entstammt einem ebenso alten wie hochangesehenen Geschlecht. Bei jeder Krönung hatte des Königs Herold zu fragen: „Ist kein Dalberg

da?“ Und war einer da, so erhielt dieser als erster den Ritterschlag. In einer ziemlich ausführlichen Biographie im ‚Staatslexikon‘ von Rotteck und Welcker, der Bibel des Liberalismus im ‚Vormärz‘, wird er als eine ausgezeichnete, liebenswürdige Persönlichkeit, reich an Kenntnissen und Tugenden, geschildert. Seine Studien an den Universitäten Göttingen und Heidelberg hatte er als Doktor der Rechte abgeschlossen. Dann war er an der neugegründeten Universität Mainz tätig, zuletzt als deren Rektor. 1787 wird er Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, reist im gleichen Jahre nach Wien und begegnet dort Joseph II., der im Juli gleichen Jahres an Dalberg in einem Brief, der für die Denkweise des ausgehenden 18. Jahrhunderts bezeichnend ist, schreibt: „Wenn sich unsere guten deutschen Mitpatrioten wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten; wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussiomanie noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihre eigene wäre, nicht von anderen erborgt! Wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elender Pedanten und Intriganten sind!“

Verdient Dalberg das nach dem Ende des Reiches 1806 über ihn gefällte Urteil seiner Zeitgenossen, er sei der Unfreie, der Undeutsche, der Reichsfeind? Neun Jahre zuvor hatte er auf dem Reichstag zu Regensburg noch erklärt, es komme jetzt darauf an, daß alle Kräfte sich dem Willen eines Einzigen unterwürfen, und dieser Einzige sei der Erzherzog Karl; der allein sei der mögliche Retter Deutschlands. In der Tat war Erzherzog Karl der erste Feldherr, der Napoleon auf den Donau-Auen bei Aspern und Eßling militärisch besiegte.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der das Reich faktisch beendete, hob alle weltliche Herrschaft der Klöster und Bistümer auf, also auch diejenige des Fürstbischofs von Konstanz. Das Jahr zuvor hatte Dalberg hier Wessenberg zum Generalvikar erhoben, einen Mann, den – wie Dalbergs Biograph Weitzel schreibt –, „man nur zu nennen braucht, um den

ungetheilten Ausdruck der Verehrung aller Besseren hervorzurufen“.

Jetzt, 1802, ist Dalberg der einzige Kirchenfürst, der auch weltliche Macht hat. Als Erzbischof von Regensburg – Regensburg übernimmt die Funktionen des französisch gewordenen Mainz – wird er Kurfürst, Erzkanzler und Primas des Reiches. Und als Kurerezkkanzler übernimmt Dalberg, der mittlerweile auch Großherzog von Frankfurt geworden ist, im Juli 1806 den Vorsitz im napoleonhörigen Rheinbund, ein Ereignis, dem schon einen Monat später das völkerrechtliche Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation folgt. Von nun an segelt Dalberg im Sog Napoleons, bis dessen Schicksal sich in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 seinem Ende nähert.

Im September 1813, drei Wochen vor der entscheidenden Schlacht bei Leipzig, ist Dalberg in Konstanz, um mit mehreren Schweizer Kantonen Angelegenheiten des Bistums zu ordnen. Bei diesem Aufenthalt bespricht er sich mit Wessenberg und gibt die Erklärung ab, er lege die Regierung des Großherzogtums Frankfurt nieder. Dann kehrt er in sein Erzbistum Regensburg zurück und ernennt mit Zustimmung des Konstanzer Domkapitels und des Großherzogs von Baden seinen Generalvikar zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge in seinem Bistum Konstanz. Im Februar 1817 stirbt er, und nun hätte eigentlich Wessenberg Bischof von Konstanz werden sollen.

Ignaz Heinrich v. Wessenberg – der Bistumsverweser

Bei Krönungen wurde zwar nicht wie nach einem Dalberg auch nach einem Wessenberg gerufen. Aber unleugbar ist die Familie altherwürdig, und des Richental Konzilchronik zeigt unter den vielen Schilden – sozusagen die ‚Visitenkarten‘ der in Konstanz weilenden Herren – auch einen Wessenbergschild. Die Stammburg der Wessenbergs liegt im Aargau; von dort

wanderten sie im 15. Jahrhundert nach dem damals dem Erzhaus Österreich gehörenden Breisgau, wo sie um die Dörfer Feldkirch und Ampringen begütert waren. Und nach diesem Ampringen nannte sich I. H. v. W. gerne Heinrich von Ampringen, ein Name, unter dem er viele seiner poetischen, vorzüglich aber drei seiner insgesamt vier dramatischen Werke herausgab. Geboren wurde Wessenberg am 4. November 1774 zu Dresden, wo sein Vater damals Konferenzminister und Obersthofmeister am sächsischen Hofe war, den er zwei Jahre nach Heinrichs Geburt verließ, um sich auf seine Güter im Breisgau zurückzuziehen.

Ungefähr alles, was das kluge 18. Jahrhundert an Bildung anzubieten hatte, besaß Wessenberg, und so waren ihm schon frühzeitig Aussichten auf eine glänzende Laufbahn gegeben: 1792 ist er bereits Dompräbendar von Konstanz, Augsburg und Basel. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Johann, dem nachmaligen österreichischen Staatsminister, weitet er seinen Blick auf ausgedehnten Reisen – und dabei kommt er im Frühsommer 1798 erstmals nach Konstanz, wo er bereits ein Haus besitzt, einen alten Domherrenhof in der Nähe des Münsters – heute das ‚Wessenberg-Haus‘.

Den besten Eindruck von Konstanz hat er damals nicht gewonnen: „Das Gesellschaftsleben in dieser Stadt sagte uns wenig zu. Die ganze Unterhaltung bestand im Kartenspiel, uns von jeher verhaßt. Unter den Domherren waren nur zwei, die uns zu einem näheren Verkehr anzo-gen. Baron Reinach, ohne eigentliche gelehrte Studien, verband doch mit einem gesunden natürlichen Verstand und einem festen Charakter Liebe zu den deutschen und französischen Klassikern. Der junge Graf Thurn, von biederer schlichter Gesinnung, uns verwandt (W's Mutter war eine geborene Gräfin Thurn-Valsassina), war ein Freund der Kunst und schönen Natur.“ Thurn besaß ein Landgut im thurgauischen Orte Berg, das Wessenberg später vielfach besuchte. „Die Gelehrsamkeit war in Konstanz – die Stadt besaß außer einem Gymnasium auch ein Lyceum, wo außer dem philosophi-

schen Cursus auch Theologie gelehrt wurde – dünn gesät . . . In Bezug auf gesellige Unterhaltung war der Verkehr mit dem kaiserlichen Hofrath v. Blank, Stadthauptmann zu Konstanz, für uns nicht ohne Reize . . . Denn dieser Mann“, der nach mannigfachen Diensten für Maria Theresia „auf den Ruheposten in Konstanz versetzt wurde, besaß eine un-gemeine Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Fehler war ein gleichsam ihm zur anderen Natur gewordenes Intrigenspiel, vermöge dessen er kein Geschäft gerade und offen, sondern stets nur auf schlaunen Umwegen betreiben konnte.“

So sah Wessenberg Konstanz, seinen Amtssitz. Wie sahen ihn zu dieser Zeit seine Zeitgenossen? Mit kritischen, vielfach auch böartigen Blicken. Und dies hauptsächlich wegen eines langen Gedichtes – 368 Verse –, ‚Über den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutschland‘, das 1799 erschien. Ich zitiere nach der Ausgabe von 1832 in der ‚Cabinets-Bibliothek der Deutschen Classiker‘:

Erste Klage: „O Vaterland, mir rinnt die bittere Thräne

Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,

Die, hingerissen durch des Beispiels Meereskraft,

Die ehemals Helden schuf, jetzt feige Sklaven schafft,

Der schnöden Modegöttin jede Tugend zollen.“

Zweite Klage – vielleicht inspiriert durch Schillers ‚Kabale und Liebe‘, 1784 erschienen:

„Der deutsche Fürst wird Sklav gebietender Mätressen;

Da lagen jetzt Verdienst und Fähigkeit vergessen.

Der Weise ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor.

Nur auf des Gelds, der Gunst und der Kabale Stufen

Schwang man zu Ehrenstellen sich empor.“

Spitze Pfeile wider das ‚tintenklecksende Säculum‘ (Schiller, ‚Räuber‘):

„Der Richter wird ein Schelm, und der Minister baut

Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.

Und dieses Volk soll Fürsten noch gehorchen? Nein!

Ach nein! Es würd, es müßt sich ihres Sturzes freun.“

Und die Hirten der Volksseele?

„Die Seelenhirten? – Ach! wie viele sind der Würde

Des Gottesamtes voll und seiner heil'gen Pflicht!

Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,

Doch leider nur ihr Wort – Ihr Wandel nicht!“

Die Folge:

„Ich seh': Die Nachwelt Teuts, bejocht durch niedre Lüste

Und grimmig fluchend jedem Fürstenjoch,

Schwingt der Empörung Fackel hoch!

Und taumelt – von der Hoffnung Irrwischschein geführt –

Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttausend Wehen,

Um hier dem Schlunde ‚Despotie‘,

Der ihr der tiefste dünket, zu entgehen,

Dort in den tiefern ‚Anarchie‘!“

Das Gedicht blieb nicht unbemerkt und erregte, wie Wessenberg selber schreibt, „durch ungeschmückte Freimüthigkeit einiges Aufsehen, ein günstiges bei Freisinnigen und Unbefangenen, ein ungünstiges bei denen, welche jeden für einen Jacobiner anzusehen geneigt waren, der die Verkehrtheiten und Verkommenheit der Hochgestellten als eine Hauptursache der Revolution zu bezeichnen wagt“.

Und wenig später, 1801, empfängt ihn, der schon in amtlicher Eigenschaft als Generalvikar der Konstanzer Diözese reist, der Bischof von Lausanne mit den Worten: „Ha! Sie sind der Wohlbekannte, den alle Illuminaten (Angehörige eines aufklärerisch-freimaurerischen Ordens) in den Zeitungen so sehr preisen. Ihr Lobpreisen hat ohne Zweifel einen guten

Grund. Wie hätten Sie auch sonst mit einer atheistischen Regierung (die Regierung der sog. Helvetik) in Verhandlungen treten können!“

Zwei Dinge lassen sich bei diesem Gedicht – dessen poetische Qualitäten nicht zu untersuchen sind – leicht erkennen: Wessenberg hält am Grundtenor seiner oben zitierten Meinung über das Jahr 1789 fest, freilich bereichert durch die für ihn offenbar enttäuschenden politischen Entwicklungen des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts. Und zum anderen taucht ein deutlicher nationaler Grundton auf, wenn Heinrich von Ampringen von den Töchtern Hertas und den Söhnen Tuiskos spricht, den Söhnen des germanischen Erdgottes und Stammvaters der Germanen.

Das Konstanzer Bistum, dessen Leitung Wessenberg als Generalvikar und bei fast dauernder Abwesenheit seines Bischofs 1802 übernommen hatte, war von enormer Größe und umfaßte nicht nur große Landstriche im Süden Deutschlands, sondern auch fast alle deutschsprachigen Kantone der Schweiz bis hin zum St. Gotthard mit einer katholischen Bevölkerung von insgesamt mehr als 1 200 000 Seelen, wie Wessenberg eigenhändig der W.-Biographie von Moritz Kind hinzufügt. Also eine Aufgabe, die viel Arbeitskraft und Einsicht in die Dinge erforderte.

In seinem ‚Konstanzer Lebenslauf‘ schreibt Wessenberg, er habe „seine neue Laufbahn als Generalvikar mit dem festen Entschluß betreten, alles anzuwenden, damit das Bistum durch eine überwiegende Zahl berufsmäßig gebildeter, rechtschaffener und eifriger Seelenhirten, durch möglichste Vervollkommnung der Anstalten zu sittlich religiöser Erbauung und Belehrung des Christenvolkes und durch reine, genau beachtete Kirchenzucht sich auszeichne.“

Die römische Kurie – repräsentiert durch ihren Vorposten, die Nuntiatur in Luzern – sah mißtrauisch nach Konstanz, und als Wessenberg der deutschen Sprache Eingang in die Liturgie zu verschaffen suchte und deutschen Kirchengesang einführte, wofür er ein eigenes Gesangs-

und Andachtsbuch herausgab, handelte er sich Ärger und Feinde in Rom ein. Das bekam er 1814 in einem Brief seines Bischofs zu spüren, der Ende des Jahres Roms feindselige Einstellung zu Wessenberg mitteilte. W. schreibt in seinen „Erlebnissen“: „Dalberg stellte die sonderbarsten Bedenklichkeiten gegen die von ihm selbst gutgeheißene Gottesdienstordnung auf, besonders gegen den Gebrauch der deutschen Sprache, als ob dadurch gegen die Vorschriften des Konzils von Trient ein Verstoß geschehen sei.“ Wessenberg mache dadurch dem Papst dessen Rechte streitig. Die Antwort, die der Generalvikar darauf gibt, ist stolz: „Niemand sey davon entfernter als ich, dem Pabst die ihm als Nachfolger Petri gebührenden Rechte streitig zu machen. Aber ich werde stets zwischen ihnen und den Ansprüchen der römischen Kurie zu unterscheiden wissen. Ich bin ein Deutscher, ein deutscher Edelmann und Generalvikar eines deutschen Bisthums, und nie werde ich zum Ultramontanen werden.“

1811 hatte Wessenberg als Begleiter des Fürstprimas des Rheinbundes Dalberg an dem von Napoleon nach Paris einberufenen Nationalkonzil der französischen Kirche teilgenommen. Hier hatte er Idee und Wirklichkeit einer Nationalkirche erlebt, und als Vertreter Dalbergs suchte er auf dem Wiener Kongreß eine das gesamte Gebiet des zu schaffenden Deutschen Bundes umfassende deutsche Kirche zu gestalten. Er beantragt in Wien die Aufnahme folgenden Artikels in die Bundesakte: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse notwendigen Mittel sichernde Verfassung erhalten.“ Da er ebenso nachhaltig für die völlige Gleichstellung der Katholiken und Protestanten in Deutschland im Hinblick auf freie Religionsausübung und den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte eintritt, scheidet sein Antrag am Einspruch Bayerns.

Und wie denkt der ‚deutsche Edelmann‘ zum großen Problem des Kongresses, zur politischen Neugestaltung Deutschlands? Er ist für

„Vertretung aller Klassen des Volkes durch Landstände“. Sie erscheint ihm dringlicher als je zu sein, „seitdem die Fürsten nach Auflösung des Reichsverbandes sich in den Besitz einer unbeschränkten Souveränität gesetzt hatten“.

Auch in der Geistlichkeit soll „vaterländischer Sinn und Theilnahme an der Wohlfahrt . . . des deutschen Gesamt Vaterlandes geweckt und unterhalten werden“. Aber der ‚deutsche Edelmann‘ ist seiner Natur und Bildung nach auch entschieden gegen den einsetzenden „deutschthümlichen Franzosenhaß“.

Nun gehen die Urteile auseinander. Während die theologische Fakultät Freiburg ihm im Juni 1815 ihre Doktorwürde verleiht, bezeichnet ihn der in Luzern residierende Nuntius „als einen gefährlichen Menschen“ und versucht, Wessenbergs Einfluß durch Abtrennung des schweizerischen Teils des Bistums zu schmälern. Dalberg – aus dem schlechten Gewissen seiner politischen Vergangenheit heraus – kommt dieser Absicht entgegen, indem er Rom 1814 die Berufung eines besonderen Generalvikars für den schweizerischen Teil des Konstanzer Bistums verspricht. Damit allein ist die Kurie nicht zufrieden: sie verlangt die Entfernung Wessenbergs vom Generalvikariat und eröffnet Dalberg die Lostrennung der Schweizer Kantone von seiner Konstanzer Diözese, was durch ein Breve vom 1. Januar 1815 öffentlich bekanntgegeben wird. Wessenberg und das Ordinariat legen dagegen „feierliche Verwahrung ein, ohne erst Verhaltensbefehle vom Fürstprimas abzuwarten“.

Das Ende des Bistums – Wessenberg in Rom

Dalberg stirbt im Februar 1817, und sofort wählt das Konstanzer Domkapitel den 1813 noch zum Coadjutor ernannten Wessenberg einstimmig zum Bistumsverweser. Großherzog Karl verteidigte die Wahl, als sie vom Papst mit der Begründung verworfen wird, „es seien aus ganz Deutschland Beschwerden über die irrigen Lehren, das böse Beispiel und die verwegenen Bestrebungen Wessenbergs eingelaufen“.

Daß Wessenbergs deutsche Zeitgenossen ganz anders dachten, möge die folgende Stelle aus dem Vorwort zur ‚Anthologie aus den Gedichten von I. H. von Wessenberg‘ vom Jahre 1832 belegen: „Unter die edelsten im Reiche der Geister gehört nicht nur Wessenberg – er ragt unter denselben hervor! – Wer unter den Zeitgenossen wirkte des Segens so viel, wirkte so Großes für religiöse und sittliche Aufklärung und durch sie auf Veredlung der Menschheit als dieser Mann? – Niemand. –“

Gewiß ist Wessenberg dies Urteil im Geiste wirklich freier Menschen erhalten geblieben. Aber über den Charakter seiner Landsleute im allgemeinen machte er sich keine Illusionen: „Den Charakter meiner deutschen Landsleute hatte ich aus der Geschichte und aus meiner Lebenserfahrung hinlänglich kennengelernt. Eine Tatsache kann sie plötzlich in Begeisterung versetzen, eine rechtlose Mißhandlung kann ihr Gefühl auf's Tiefste empören. Aber haben sie einmal mit Freimuth ihren Gefühlen Luft gemacht, so bilden sie gar leicht sich ein, ihrer Pflicht genügt und den Anforderungen des Tages entsprochen zu haben . . . Die edelsten Unternehmungen der Deutschen sind jederzeit mißglückt, wenn die Gegner es nur dahin zu bringen wußten, daß sie in das Geleise des althergebrachten förmlichen Schlendrians hineingeleitet wurden.“

Aber noch hatte Wessenberg zwei den Tageszufälligkeiten entzogene Machtpunkte hinter sich: seinen Bruder Johann Philipp und den Fürsten Metternich, den er seinen Vetter nennt. Der Bedeutung Metternichs für Österreich und der k. u. k. apostolischen Monarchie für die katholische Kirche ist nichts hinzuzufügen. Von Johann Philipp ist zu sagen, daß er als k. u. k. Staatsminister auf dem Wiener Kongreß und im Jahre 1848 als Außenminister und vorübergehend als Ministerpräsident in Wien eine zwar geringere Rolle als Metternich, aber doch keineswegs eine unbedeutende Rolle gespielt hat, so daß der Historiker v. Arneth in seiner zweibändigen Biographie über ihn mit Recht von

ihm als „einem österreichischen Staatsmann des 19. Jahrhunderts“ sprechen konnte.

Mit diesem günstigen Rückenwind reiste Wessenberg Ende Juni 1817 von Konstanz ab, um seine Sache vor dem Papst und der römischen Kurie zu vertreten. Unterwegs trifft er den Fürsten Metternich, der ihm einen Empfehlungsbrief an den österreichischen Gesandten in Rom mitgibt. Am 18. Juli 1817 trifft er in Rom ein und wird von dem Kardinalstaatssekretär Consalvi empfangen. Bei den Gesprächen mit diesem wird ihm eine Liste der gegen ihn erhobenen Anklagepunkte übergeben, dabei aber nicht gesagt, von welcher Seite diese Anklagen kommen. Punkt für Punkt widerlegt Wessenberg die vorgebrachten Beschuldigungen – um einen Monat später von Consalvi zu hören: „Die gegebenen Erklärungen hätten S. Heiligkeit nicht befriedigt.“ Er solle erklären, sich „geirrt zu haben“.

Wessenberg verläßt für vierzehn Tage Rom, reist nach Neapel, besteigt den Vesuv, besucht Ischia, Sarrent, Salerno und Pästum und erklärt nach seiner Rückkehr nach Rom dem Kardinalstaatssekretär, er sei nicht nach Rom gekommen, „um zu disputieren, und Rechthaberei sei nicht seine Sache. Er wolle nur dem Papst die Reinheit seiner Absichten darlegen.“ Darauf meint Consalvi, Wessenberg solle seine Stelle als Bistumsverweser aus Ehrfurcht für den Hl. Stuhl niederlegen.

Jetzt greift der offenbar gut vom Stand der Dinge unterrichtete Fürst Metternich ein: „Das Interesse des römischen Hofes verlange . . ., die Sache auf eine für beide Theile ehrenhafte Weise beizulegen.“ Wessenberg ist indessen nicht der Mann, um zur ‚Wahrung des Gesichtes‘ einen Kompromiß einzugehen: „Es handle sich hier um Rechte und Freiheiten der deutschen Kirche und um Pflichten gegen die eigenen Landsleute wie gegen ganz Deutschland, die unter allen Umständen zu beachten und zu wahren Gewissen und Ehre erforderten.“ Er ist sich sicher, daß man im Grunde ihn „lediglich zu einer unbedingten Unterwerfung, d. h. zu einer feigen Verläugnung meiner red-

lichsten Überzeugungen und Handlungen“ bringen wolle. Weitere Verhandlungen sind offenbar nutzlos, und so verläßt er am 29. Dezember 1817 Rom. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland zieht er sich für mehrere Monate auf seinen Landsitz in Feldkirch im Breisgau zurück und beginnt hier die Abfassung seiner Konzilsgeschichte.

1818 stirbt Großherzog Karl, der Wessenberg gegen die römische Kurie in Schutz genommen hatte, und der ihm folgende Großherzog Ludwig läßt Wessenberg, der zu Ludwig wegen dessen fragwürdiger Lebensführung im Gegensatz steht – Napoleon hatte ihn, als er noch Erbprinz war, zeitweise nach Salem ‚strafversetzt‘ –, fallen. Obwohl zur Besetzung des Bischofsstuhles im neugeschaffenen Erzbistum Freiburg alle Wahlberechtigten einstimmig sich auf Wessenberg geeinigt hatten, intrigiert Großherzog Ludwig, der den Domherrn Graf von Thurn in Freiburg sehen möchte, gegen die Wahl, die – wie zu erwarten war – auch vom römischen Stuhl abgelehnt wird. Am 21. Oktober 1827 ist es dann so weit, daß der Bistumsverweser Wessenberg in einem letzten Hirtenbrief die bereits 1821 dekretierte Auflösung des großen, alten und ruhmvollen Bistums Konstanz bekannt geben muß.

Für Wessenberg brachen nun die Jahre an, da er sich seiner großen Bibliothek – und er sammelt nicht nur Bücher der verschiedensten Wissensgebiete, darunter etwa Erstausgaben der Reisewerke Alexander v. Humboldts, sondern er liest sie kritisch durch, wovon die vielen von seiner Hand angebrachten Lesezeichen und Notizen zeugen – und seiner Gemäldesammlung widmen kann. Und er pflegt Umgang mit seinen Freunden in der Schweiz, etwa mit dem Schriftsteller Heinrich Zschokke in Aarau, mit dem vor den Toren der Stadt Konstanz lebenden ungarischen Grafen Drascowich, der literarisch höchst interessiert ist, selber dichtet und sich „einen Republikaner von ganzer Seele“ nennt, aber auch mit den Napoleoniden, die im benachbarten Thurgau Ruhesitze gefunden haben, darunter die Herzogin von St. Leu, vor-

einst Königin Hortense von Holland, und deren Sohn Louis-Napoléon auf dem Arenenberg bei Ermatingen. Er schätzt Hortense als eine charmante, geistreiche und gebildete Frau; ihren Sohn aber beurteilt er kritisch und geht mit dessen Art zu politisieren nicht einig. Und das Verhalten des französischen Senats, der dem selbsternannten zweiten Empereur zujubelt, bezeichnet er als „traurigstes Symptom der charakterlosen Schlechtigkeit der Gegenwart“, als „hündische Sklavendemuth, die sich plötzlich aller Stände bemächtigt hat“.

Heinrich von Ampringen

Was Wessenberg im Laufe seines langen Lebens geschrieben hat, ist von stattlichem Umfang und nicht nur geistlichen, theologischen und kirchengeschichtlichen, sondern auch kunsthistorischen, allgemeinhistorischen und pädago-

Cabinets-Bibliothek, Anthologie Wessenbergscher Gedichte

Cabinets-Bibliothek der Deutschen Classiker.

Hundert und ein und fünfzigste Lieferung.

(Neue Folge. Hundert ein und fünfzigste Bändchen.)

Anthologie
aus den Gedichten
von
J. H. v. Wessenberg.

gischen Inhalts, wendet Wessenberg doch der Erziehung Jugendlicher sein ganz besonderes Interesse zu, was sich theoretisch in verschiedenen Anträgen während seiner Zugehörigkeit zur Ersten Kammer der Badischen Landstände offenbart, wo er sich besonders für die Erziehung der Blinden und Taubstummen einsetzt, und praktisch in der Gründung einer „Rettungsanstalt für Mädchen in Konstanz“. Man verstehe darunter nicht eine der üblichen Rettungsanstalten für gefallene Mädchen, sondern eine Institution, wo ganz im Sinne Pestalozzis die Mädchen durch entsprechende Weckung ihrer eigenen Kräfte vor den Folgen der damals um sich greifenden Armut bewahrt werden sollten.

Sein rein poetisches Œuvre umfaßt Gedichte, geistliche Lieder und Hymnen und vier dramatische Werke. Deren erstes erschien ohne Angabe des Verlagsortes 1842: „Padilla oder Der letzte Freiheitskampf Castiliens. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich v. Ampringen.“

Padilla

Aus einem Brief von Heinrich Zschokke, dem 1771 in Magdeburg geborenen und seit 1795 in Aarau ansässigen Schriftsteller, kann geschlossen werden, daß dies Trauerspiel bei Sauerländer gedruckt und von dort in beschränktem Umfang versandt worden ist. Am 13. März 1841 schreibt Zschokke an Wessenberg: „Vorgestern, mein herzlieber und treuer Freund, empfang ich den neuen Heinrich . . . Sollen die literarischen Namen-Jäger auch etwas zu errathen bekommen, wer der H. von Ampringen sey . . . Ampringens ‚Padilla‘ ist eine dramatisierte Erzählung voll schöner Stellen . . . Das ist ein Schauspiel für Römerseelen, auch wohl für echte Schweizermänner alten Kornes und Schrottes; kaum für Deutsche, welche vor dem Bilde der nackten Wahrheit und Freiheit schamhaft die Augen zu Boden senken müssen. Ampringen soll mir geheim bleiben.“ In dem Urteil über die Deutschen klingen natürlich die

Erfahrungen der Zeiten nach den sog. Befreiungskriegen nach – aber möchte Zschokke mit dem „Bilde der nackten Wahrheit und Freiheit“ nicht auch zugleich sagen, er habe begriffen, daß Wessenberg in seinen dramatischen Werken seine eigenen Erlebnisse als „deutscher Edelmann und Generalvikar eines deutschen Bistums“ mit der römischen Kurie in verschiedenen Bildern abhandelt?

Die „dramatisierte Erzählung“ ‚Padilla‘ hat folgenden geschichtlichen Kern: Im Spätjahr 1517 tritt der Habsburger Karl – als spanischer König Karl I., als römischer Kaiser Karl V. – das Erbe seiner regierungsunfähigen Mutter, der Johanna der Wahnsinnigen, an und kommt, mit einem großen Hofstaat von Belgiern umgeben, die wegen ihres leichtfertigen Wesens, ihrer Habgier und ihrer hohen Einbildung dem ernsthaften und zeremoniellen Wesen der Spanier ein Greuel sind, nach Kastilien. Die Raffgier von Karls Hofstaat und die hohen Steuerlasten, deren Erträge Karls burgundischem Erbe zugute kommen, erbittern die Bürgerschaft der kastilischen Städte. Sie beginnen unter sich Verbindungen zu knüpfen, und Toledo stellt als erste Stadt ein recht lärmendes, buntscheckiges Heer von einigen tausend Mann auf, an deren Spitze zwei Adelige, darunter Juan de Padilla, stehen. Als der Statthalter Karls, der zur Krönung ins Reich gezogen ist, mit großer Grausamkeit gegen die Stadt Medina vorgeht, nötigen die empörten Kastilier des Königs Heerführer Fonseca zur Flucht. „Padillas Absicht war also erreicht“, schreibt Schlosser in seiner ‚Weltgeschichte‘, „und er machte nun Anstalten, eine bürgerliche Regierung einzurichten, wobei die unglückliche Mutter Karls gebraucht werden sollte, um der Republik ein monarchisches Ansehen zu geben.“ Padilla wird Generalcapitän dieser Bürgerrepublik, kann aber doch die widerstreitenden Interessen der Bundesglieder nicht zusammenhalten. Er kämpft glücklos, wird gefangengenommen und 1521 hingerichtet. Toledos Widerstand aber erlischt mit seinem Tode nicht, „weil Padillas Witwe, Donna Maria Pacheco, Männern und

Weibern der Stadt den Heldenmut und Patriotismus einflößte, der sie selbst auszeichnete. Sie selbst ist dadurch unsterblich geworden, die Freiheit der Städte aber war und blieb verloren“, so Schlosser a. a. O.

Wessenberg folgt in seinem Trauerspiel – bis auf den Tod der Maria Pacheco, die er an einer im Kampfe empfangenen Wunde in Toledo als wirkliche Heroine sterben läßt, während sie in Wirklichkeit nach Portugal entkommen konnte und dort starb – ziemlich genau dem geschichtlichen Ablauf der Jahre 1517 bis 1521, wobei der Kundige etwa bei dem Verhältnis von Vater und Sohn della Vega – der Alte ist Padillas Widersacher, der Junge sein Bewunderer und Verlobter seiner Tochter – unschwer die Parallele zu dem alten und jungen Piccolomini in Schillers gleichnamigem Teilstück der ‚Wallenstein‘-Trilogie findet.

Gleich zu Anfang der Tragödie steht das Grundmotiv des Stückes da – und zugleich spricht Wessenberg das aus, was ihn selber anging und zum unheilbaren Konflikt mit der Kurie führte: „... Feinde hat ein Jeder, / Der nicht zum Schein nur gut ist, der das Recht, / Der Wahrheit, Tugend und Gemeinwohl / Von Herzen liebt, der für sie einzusteh'n / Mit Leib und Seele ist bereit . . .“ Es ist ein Kampf um altes Recht und Freiheit gegen „die Scheiterhaufen des Gerichts, das er (Ferdinand v. Aragonien) / Zum Wächter schuf des Glaubens, dessen Blüte / Sein fürchterlicher Henkerszwang zerknickt“, ein Kampf gegen „hochmüth'ge Fremdlinge, frech ohne Maß, / Die sich erdreisten, zu regeln eines Volks / Geschick, das sie nicht kennen und für das / Kein Puls in ihrem Busen schlägt. Was ist / Ein Volk, dem seine Freiheit ward geraubt?“ – Hier klingen gewiß Erinnerungen an die lange Fremdherrschaft Napoleons nach.

Der finstere, verschlagene Gegenspieler zu dem lichten Freiheitshelden Juan Padilla – „Die Freiheit hat uns Der gegeben, / Der über Wolken sitzt“ – ist der Dominikaner Malgrado, Mitglied des „heil'gen Tribunals“, der Zuträger und eigentliche Spiritus rector des königlichen

Padilla 10716
 oder
**Der letzte Freiheitskampf
 Castiliens.**

Ein Trauerspiel

fünf Aufzüge



Heinrich v. Ampringen.

1842.

Padilla. Titelblatt

Statthalters, für den Padilla „ein Schwindelkopf, ein Schwärmer, weiter nichts“ ist. Malgrado verfährt nach des Statthalters Rat: „Be-trügt / Und lügt und täuscht, so viel ihr könnt! Dies ist / Die einzige Verhaltensweisung, die / So einem Mann wie ihr ich geben kann.“ Malgrados Werkzeug, um Juan Padilla zu Fall zu bringen, ist dessen Freund della Vega – er tritt in der Tragödie nicht auf –, der aus verletztem Ehrgeiz zu Padillas Verräter wird. „Der Judas, der / Den Freundesbund verräth, ist doch von mir / So gut als schon gekauft“, jubelt Malgrado. Juan Padilla wird als Opfer dieses Verrats im Kerker enthauptet; seine Frau Maria führt – darin einer zweiten Jungfrau von Orleans nicht unähnlich – bis zu ihrem Ende den Kampf fort, der „den höchsten Gütern gilt, die der Mensch / Besitzt auf Erden: Recht und Freiheit“.

Zwischenstück: Veränderungen in Konstanz

Die Stadt Konstanz hat sich von der Lethargie, von der sie nach der Übernahme durch das Großherzogtum Baden im Jahre 1806 befallen wurde, langsam erholt. Freilich anfänglich mit recht unglücklichen Schritten, indem sie den sich anbahnenden wirtschaftlich-technischen Entwicklungen ihr schönes mittelalterliches Städtebild durch das Niederreißen von Mauern und Türmen opferte, ohne doch je eine pulsierende, moderne Stadt geworden zu sein.

Aber unter ihren Bürgern tat sich einiges. Da wäre zuerst Josef Fickler zu nennen, dessen ‚Seebblätter‘ zu den führenden liberalen Publikationen Süddeutschlands gehörten und der in den beiden großen badischen Jahren 1848 und 1849 eine bemerkenswerte, wenngleich von persönlichem Unglück verfolgte Rolle spielte. Um ihn hatte sich in Konstanz eine sehr aktive deutschkatholische Gemeinde gebildet, die wohl insgeheim hoffte, Wessenberg, der Vorkämpfer einer deutschen katholischen Nationalkirche, werde sich ihr zugesellen.

Dann wirkte in Konstanz der in Freiburg geborene Dekan und Spitalpfarrer Dominicus Kuenzer, der der römischen Kurie fast so unbequem war wie Wessenberg. 1848 wurde Kuenzer in Konstanz zum Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche gewählt, wo er dem die äußerste Linke der politischen Gruppierungen bildenden ‚Donnersberg‘ angehörte und bei der Beratung der Kirche und Religion betreffenden Abschnitte der Grundrechte der Deutschen hervortrat.

Zu den bemerkenswerten Persönlichkeiten des ‚Vormärz‘ in Konstanz gehörte ferner der Anwalt und Philanthrop Ignaz Vanotti, der sich und seine Habe dem Dienste am Liberalismus opferte. Er hatte 1838 eine eigene Zeitung gegründet, den ‚Leuchthurm‘, der aber weder sonderlich leuchtete noch wirtschaftlich reüssierte und dem er mit Hilfe eines weithin bekannten Liberalen als Redakteur einen wirklichen Glanz geben wollte. Diesen Mann fand er in der Person des als Flüchtling in Frankreich

umherirrenden Johann Georg August Wirth, dem ‚Jupiter‘ des Hambacher Festes (1832) und des deutschen Liberalismus. Wirth übernahm die Redaktion – und verwandelte den ‚Leuchthurm‘ zur ‚Deutschen Volkshalle‘, die schnell im Mittelpunkt des fortschrittlichen Geistes stand. Für sie wurde eine eigene Verlagsanstalt gegründet, das ‚Belle-Vue bei Constanz‘, das sich zur Umgehung der badischen Zensur im thurgauischen Nachbarort Egelshofen-Kreuzlingen ansiedelte. Aber mehr und mehr häuften sich die Verbote der Einfuhr der ‚Volkshalle‘, so daß sie nach zwei Jahren ihr Erscheinen einstellen mußte. Wirth zog sich aus dem ‚Belle-Vue‘-Verlag zurück, der gleichwohl bis zum Revolutionsjahr 1848 einer der bemerkenswertesten vormärzlichen politischen Verlage blieb. Hier, in diesem doch eigentlich suspekten Verlag erschienen 1844 und 1845 zwei dramatische Werke Wessenbergs – der ‚Christoph Columbus‘ und die ‚Spielbank‘.

Christoph Columbus. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich von Ampringen.

Die Handlung spielt im Jahre der erzwungenen Rückkehr des Columbus nach Cadix, wo er sich vor dem Hofe verantworten soll. Ein Mann des Volkes, der die Rolle des antiken Chores übernimmt, trägt das Hauptmotiv des Trauerspiels vor: „Verschmerzen konnt es die Grandezza nicht, / Daß aus der Dunkelheit so hoch der Mann / Emporstieg, und den Höflingen ist er / Ein Dorn im Aug‘, weil er den graden Weg / Nur geht und aufrecht mit erhobnem Haupt!“

Columbus wird als ein Genie aufgefaßt, das nur über den Traum die Wahrheit, die Wirklichkeit findet. Er ist frei von Habsucht, verteidigt seine Rechte vor dem in Granada residierenden Hof, dessen gerechten Richterspruch in seiner Sache er sucht. Sein Widersacher ist der Bischof Juan de Fonseca, ein machtlüsterner, intrigierender Geistlicher, von großem Einfluß auf König Ferdinand von Aragonien, der zwar ein Gewissen hat, aber nicht darnach handelt und sich wünscht, ein Monarch verlöre bei seiner Krönung das Gewissen.

Auf seiten des Columbus steht die Königin Isabella von Castilien, reine Vertreterin der Humanität und des Christentums, Beschützerin der karibischen Indianer. Ihr zur Seite der Benediktiner Las Casas, der wohl am reinsten die christliche Gedankenwelt Wessenbergs widerspiegelt. Ihr, der Stimme der Humanität und christlichen Bruderschaft aller Menschen, sei das Wort gegeben. Sterbend spricht die Königin zu Las Casas:

„. . . Aber Euch, Las Casas, / Bestell ich nochmals jetzt, am Rand der Gruft, / Zum Anwalt sämtlicher Bedrängten. Seid's / Vor allem den verlaß'nen Indiern. / Wann vor dem Volk, wann vor den Mächtigen, / Wann vor dem Thron Ihr das beherzte Wort / Für diese Brüder führt, die Menschlichkeit / Für sie in Anspruch nehmt, o sagt es laut, / Daß Ihr in Isabellens Namen sprecht, / Die vor der ew'gen Liebe Gnadenstuhl / Für jeden Trost, für jeden Labetrunk, / Der einem dieser Ärmsten wird gereicht, / Erfleh'n wird der Vergeltung Strahlenkranz.“

Die Spielbank. Ein tragisches Schauspiel in fünf Aufzügen

erscheint 1845 anonym, aber mit Angabe des Verlagsortes ‚Belle-Vue bei Constanz‘. Es ist die Arbeit des Philanthropen, der bei so manchen Anlässen literarisch und politisch in Erscheinung getreten ist. Nicht schneller Erfolg am Spieltisch bringt Wohlstand, sondern nur die beharrliche und fleißige Arbeit.

Das ‚tragische Schauspiel‘ ist im Zusammenhang mit der Erneuerung der Pachtverhältnisse der Spielbank in Baden-Baden durch die bad. Regierung entstanden. Wessenbergs Biograph Beck setzt einen sehr deutlichen Akzent zum Thema ‚Spielbank‘, wenn er schreibt, Wessenberg habe durch dieses Schauspiel „das Spielhöllenwesen und seine Verderblichkeit charakterisieren und zur endgültigen Austilgung dieser Schmach des deutschen Kulturlebens den Anstoß geben wollen“ – was weder Wessenbergs Tätigkeit noch seinem Werke gelungen

Christoph Columbus.

10715

Ein

Trauerspiel

in fünf Aufzügen

Heinrich von Ampringen.



1844.

Titelblatt zu dem Trauerspiel Columbus

ist, haben sich die Spielbanken doch nicht nur gehalten, sondern vermehrt, und dies auch an Wessenbergs Wohnsitz, in der Stadt Konstanz.

Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich von Ampringen.

Das Staufer-Drama ist 1844 ohne Verlagsort, aber mit Nennung Heinrichs von Ampringen als Verfasser erschienen. Im März 1863, also drei Jahre nach Wessenbergs Tode, gibt der Heidelberger Hofrat Beck, sein mehrfach zitierter Biograph, in der Friedrich Wagnerschen Buchhandlung in Freiburg unter Wessenbergs Namen eine zweite Auflage heraus und schickt ihr ein aufschlußreiches Vorwort voraus, in dem es heißt: „Über die dramatischen Versuche des verewigten Wessenberg, der gewiß keinem

Kaiser

9803

Friedrich der Zweite

1844

Hohenstaufen.

Ein Trauerspiel

in

fünf Aufzügen

von

Heinrich von Ampringen.

1844.

Friedrich II., Titelblatt

der Besten unseres Volkes an deutschem Wesen und patriotischem Streben nachsteht, haben wir uns in der Biographie des edlen Mannes hinreichend ausgesprochen und dürfen daher darauf verweisen. Er hat in der Tragödie Friedrich II. einen wichtigen Abschnitt unserer nationalen Geschichte in einem dramatischen Gemälde – ohne bühnergerechte Form – zur lebendigen Anschauung seines Volkes bringen wollen. Er wählte aus der Geschichte des größten aller deutschen Kaiser jene bedeutungsvollen Momente aus und führt sie mit historischer Treue uns vor, wie sie auch heute noch zu einem Spiegelbild der Gegenwart, ihrer Kämpfe und Gegensätze dienen können. –

Wessenberg hat dies dramatische Gemälde der Nachtseite des hierarchischen Regiments und seiner frevelnden Ausschreitungen gegen göttliches und menschliches Recht, wozu es der Dämon der Herrschsucht trieb, bei Lebzeiten nur in wenigen Exemplaren für engere Freunde

drucken lassen.“ Wessenberg, der erst 1840 mit dem Niederschreiben seiner vier dramatischen Werke begonnen hatte, lag der Stauer-Stoff sehr am Herzen: „Es war mein längst gehegter Lieblingsgedanke, durch dramatische Darstellung Friedrichs II. von Hohenstaufen ein recht lebendiges Bild des größten deutschen Kaisers und seines Strebens zu geben. Ich durfte hoffen, durch diese Arbeit, wie unvollkommen sie auch sei, meinen Landsleuten etwas Ersprießliches und Willkommenes zu leisten.“

Es gibt eine Stelle im vierten Aufzug, wo Wessenberg etwas das Visier seines Pseudonyms Ampringen öffnet, indem er den Stauer sagen läßt, er habe „Heinrich den Ampringer“ als Boten eines Sieges nach Rom und Georg von Dalberg als seinen Vertrauten nach Deutschland entsendet, deutliche Anspielung auf den letzten Fürstbischof von Konstanz und seinen Generalvikar: der eine 1817 in Regensburg als von der Geschichte verworfener Primas gestorben, der andere als männlicher, wenn auch glückloser „deutscher Edelmann und Verweser eines deutschen Bisthums“ aus der Auseinandersetzung mit Rom als Ungebeugter hervorgegangen.

Es ist die hohe Stunde des Mittelalters, in der sich alle höfische Kultur – im Spiegel der Gedichte des Herrn Walther von der Vogelweide und des Tristan-Epos Meister Gottfrieds von Straßburg gesammelt – mit der Vorwegnahme moderner Verwaltungsformen im Stauerreich in Unteritalien und Sizilien kreuzt; die Stunde, wo um die Macht des Kaisertums mit dem globalen Hegemonieanspruch des Papstes gerungen wird. Dies ist der Zeitpunkt des dramatischen Gedichts Wessenbergs.

Die römischen Kardinäle haben auf das Drängen des Kaisers 1243 nach langer Sedisvakanz einen neuen Papst gewählt, den der Stauer für seinen Freund hält, der ihn vom Bannfluch seines Vorgängers Gregors IX. lossprechen wird. Als aber der neue Papst den Namen Innozenz annimmt und den Bann erneuert, kündigt sich der Endkampf um die Vorherrschaft zwischen den abendländischen Mächten an. Zerstört ist

des Kaisers „... Traum von Sicherheit und Ruh, / In deren Schatten ich am Lebensabend / Der meiner Hut vertrauten Völker Wohl / Zu pflegen hoffte!“ Er sieht einen Kampf mit der „Römerlist“ voraus. Aber „nicht so verborgen mehr wie einst / Schleicht diese Schlang im Finstern. Immer mehr / An's Licht gezogen wird ihr Trug, und ist / Die Welt zu ew'ger Blindheit nicht verdammt, / Sie wird, sie muß erröten, länger noch / Am Gängelband der Römerlist zu geh'n.“

Aus dem Munde des Petrus von Vineia, den Wessenberg gegen alle wider ihn erhobenen Anschuldigungen der Geschichte in Schutz nimmt, klingt der große utopische Glaube, der die Zeit von Wessenbergs Jugend erfüllt hat: „Die Macht des Wahns zu stürzen, das vermag / Kein Kriegsheer. Nur die Geistesbildung kann's, / Die, gleich der Sonne Morgenstrahl, das Grau'n / Der Finsternis, Jahrhunderte hindurch / Dem Blick der Völker vorgewebt, verscheucht.“ – (Wie sangen 1791 die drei Knäblein in der ‚Zauberflöte‘? „Bald naht, den Morgen zu verkünden, / die Sonn auf ihrer Bahn. / Bald wird der Aberglaube schwinden, / bald siegt der weise Mann!“)

Der historische Ablauf der Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser wird recht genau wiedergegeben, ja, die Stelle im dritten Aufzug, an der der Kaiser sich seine Kronen bringen läßt, stimmt genau mit folgender Stelle aus der Chronik des Matthäus von Paris (13. Jh.) überein: „Als der Kaiser dies gehört hatte“, daß der Papst ihn auf dem Konzil von Lyon abgesetzt und seiner Kronen beraubt habe, rief er: „Dieser Papst hat Mich auf seiner Synode abgesetzt und Mir Meine Krone geraubt. Woher diese Unverschämtheit? Woher eine so vermessene Tollkühnheit? Wo sind die Körbe, die Meinen tragbaren Schatz enthalten?“ Und nachdem diese herbeigebracht und auf seinen Befehl geöffnet worden waren, fuhr er fort: „Laßt sehen, ob meine Kronen verloren sind!“ Als er aber eine gefunden hatte, setzte er sie auf sein Haupt, ... erhob sich und sprach drohenden Blickes mit furchtbarer Stimme und unstillbaren Her-

zens laut und öffentlich: „Noch habe Ich Meine Krone nicht verloren und werde sie weder durch die Anfeindung des Papstes noch durch den Beschluß der Kirchenversammlung ohne blutigen Kampf verlieren.““

Der Kampf ist blutig, und er geht verloren; der Geist des Staufers aber ist bis zu seinem letzten Atemzug ungebrochen: „O Gott! So lang dein Odem mich belebt, / Streb' ich aufs Ziel, wonach ich stets gestrebt. / Auf die Entscheidung strebet all' mein Trachten: / Ob's endlich tagen soll, ob ewig nachten?“

Das letzte Wort habe Wessenberg über sich selbst. Es stammt aus seinen ‚Erlebnissen‘ und steht bei Aland in den ‚Autobiographischen Aufzeichnungen‘ Seite 93:

„Überblicke ich den Umkreis meiner literarischen Leistungen, so nehme ich selbst für dieselben nur das Verdienst in Anspruch, daß sie mit meinem Leben in völliger Übereinstim-

Grabplatte Wessenbergs in der Basilika zu U. L. F. Konstanz. Foto: Heinz Finke, Konstanz



mung stehen und meinen Zweck: Liebe zur Wahrheit, Tugend und Freiheit zu verbreiten, zu fördern geeignet sind. Ob sie nachhaltig wirken werden, stelle ich vertrauensvoll der göttlichen Leitung aller Dinge anheim. Mich beruhigt das Bewußtsein, mich der elenden Sucht zu glänzen frei erhalten, und das Talent, das mir Gott zugeteilt, nie durch Leichtsinns oder feige Wahrheitsscheu und sophistische Wohldienerei nach irgendeiner Seite hin entweiht zu haben. Sie sind EIN Stück mit meinem Leben. Als solche, wünsche ich, daß man sie würdigen möge.“

Anmerkungen:

- 1) Konzils-Chronik des Ulrich Richental
- 2) Otto Feger: Konstanz – Aus der Vergangenheit einer alten Stadt.
- 3) Joseph Laible: Geschichte der Stadt Konstanz
- 4) Alfred Diesbach: Die deutschkatholische Gemeinde Konstanz, 1845–1849. Mannheim 1971
- 5) Joseph Beck: Ignaz Heinrich von Wessenberg, sein Leben und Wirken. Freiburg 1862
- 6) Kurt Aland (Hrsg.): Ignaz Heinrich von Wessenberg. Autobiographische Aufzeichnungen. Bd. I/1. Freiburg 1968
- 7) Klaus J. Heinisch: Kaiser Friedrich II. Sein Leben in zeitgenössischen Berichten. dtv-dokumente
Andere Werke sind im Text angeführt.

Lichtverträumt

's ist Dämmerung geworden, –
die Sonne ist verschwunden,
und eine graue Wand
zieht langsam auf im fernen Westen.
Zu früh noch, um die Lampe anzuzünden,
denn an dem Himmel oben
sonnen sich noch letzte warme Töne.
Man möcht' sie noch genießen,
festhalten vor dem Blick
für dunkle Stunden,
daß all dies Schöne unser Herz erhelle,
so lichtverträumt,
wie zartes Gold im Herbst
die Wege säumt.

Ida Pfeifer-Höfmann